

*von Johann Baptist v. Buchner*



Pikante und heitere  
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. = 90 Pfg. zu beziehen.



— Ach, ich frau' mich nicht recht; man erzählt so viel Schlimmes von dem Blatte . . .  
— Meine Gnädige, es ist wie manche Frau: weit besser als sein Ruf.

acht brach  
te, begann  
y Maxime  
lgen müsse  
n, um sich  
um in den  
n auf die  
ren Väter  
Herd und  
gebliebenen  
erden, das  
das Vater-  
für Dein  
ges, gehei-  
wohl da;  
Bleibe, ob  
fähig, vor  
ßer Lärm.  
ie Republik  
ich wie ein  
nte, jubelte  
chts dieser  
ern vergaß.  
nenschaft ge-  
mit Füßen.  
vor Paris  
Landes zu  
die stumm  
der neuen  
öchste Zeit,  
erland ins  
richon traf,  
das Volk  
rie: „Hoch  
und sagte  
daß unser  
den Herrn  
it den Ari-  
äfte willen,  
aben. Allein  
n haben wie  
Budapest.

## Das Verhängniß.

Von Catalle Mendes.

### I.

An einem heitern Sommermorgen blickte die Vicomtesse Blandine zum Fenster hinaus und sah zwischen den grünen Weiden hindurch den klaren Bach in seinem silber-schimmer dahin fließen. Blandine hat es leicht, den klaren Bach dahinfließen zu sehen, denn sie befindet sich zum Land-aufenthalte auf dem Schlosse ihrer Großmutter. Und während Blandine so zwischen den grünen Weiden hindurch dem Lauf des Baches folgt, vermag sie ihren Gedanken nicht zu ver-bieten, daß sie sich mit einem der Gäste des Schlosses beschäf-tigen, mit dem Herrn von Argelès, den sie in der Vertrau-lichkeit ihrer Träumerei ganz einfach Ludovic nennt. Heute soll er zum ersten Male ihr Gemach betreten, das ihm bisher unzugänglich geblieben, und Blandine fragt sich bekümmert:

„Werde ich ihn lieben oder nicht? Werde ich grausam oder gnädig gegen ihn sein? Werde ich ihm durch einen huld-vollen Blick gestatten zu bleiben, oder werde ich ihm durch einen strengen Blick gebieten, daß er gehe, um nicht wieder-zukehren?“

Sie ist verlegen und unschlüssig; denn Blandine ist eine tugendhafte Dame, die ihr Herz und alles Uebrige nicht dem Erstbesten preisgibt.

Da kommt ihr ein Einfall. Sie wird von dem Blumen-gewinde, das sich um das Fenster rankt, ein Zweiglein *Volu-bilis* abreißen und es in den Bach werfen. Wenn das Zweig-lein an einem Steine im Bache oder an einem Baumaste hängen bleibt, wird sie Ludovic ihre Liebe schenken; wenn aber das *Volubilis*-Zweiglein mit dem plätschernden Bache davon-schwimmt, wird sie ihm sagen: „Mein Herr, was wollen Sie hier?“

Sie pflückt das Zweiglein und wirft es in den Bach, wo es langsam, aber ungehindert dem Laufe des Wassers folgt. „Ach, der arme Junge!“ sagt Blandine; dann bricht sie in ein munteres Lachen aus.

### II.

Indeß sagt sie sich nach kurzem Nachdenken, daß es doch Schade sei. Ludovic mit seinen 25 Jahren, seinem feinen, blonden Schnurbart und seinem offenen Gesichte war ein Ka-valier, dem keine ihrer Freundinnen die Hand entzog, wenn er ihr die Rechte zum Gruße bot. Und sie sagte sich weiter, daß sie vielleicht ohne Widerwillen sich der Entscheidung des Schick-sals gefügt haben würde, wenn das *Volubilis*-Zweiglein an einem Kiesel hängen geblieben wäre. Da wird sie plötzlich ernst. Sie erinnert sich, daß es einen leichten Windstoß gegeben just in dem Augenblicke, als sie das Zweiglein in den Bach warf. Auf diesen Windstoß hatte sie nicht gerechnet; ohne denselben wäre das Zweiglein vielleicht an einer anderen Stelle auf die Wasserfläche niedergefallen, und wer weiß, was dann geschehen wäre? Blandine ist eine ehrliche Seele, die das Schicksal nicht betrügen will. Da diese Probe nicht zählt, wird sie eine an-dere Probe machen.

Sie erblickt jenseits des schmalen Bächleins einen Distel-sinken, der mit ausgebreiteten Flügeln und hellem Gezwitscher einen Ginsterbusch umkreist.

Wenn der Vogel, ehe drei Minuten verflossen, sich auf dem Busch niederläßt, wird sie Ludovic beglücken; doch wenn der Vogel davonfliegt, wird sie ihm jede Hoffnung benehmen.

Raum hatte sie dem Schicksal diesen Vorschlag gemacht, als der Vogel sich in die Lüfte erhob und verschwand.

„Nun denn, sagte sich Blandine, ein Zweifel ist nicht mehr möglich; das Schicksal billigt die mir angebornen Ge-fühle der Züchtigkeit und Scham.“

Sie sagt sich Das mit vieler Gemüthung, aber nicht ohne einen leichten Seufzer.

### III.

So war es denn entschieden: sie wird taub und unemp-fänglich bleiben für all' seine Bitten und Liebeschwüre. Ach, es wird ihr nicht leicht gelingen, sich unerbittlich gegen ihn zu zeigen! Denn Ludovic hat eine Art, Kühnheit mit Sanft-muth zu verbinden, der man nur schwer widerstehen kann. Auch denkt sie an eine Möglichkeit, die entsetzlich wäre. Wie, wenn er, von ihr abgewiesen, sich einfallen ließe, eine Andere zu lieben? Dieser Gedanke preßte ihr das Herz zusammen und Thränen benetzten ihre Augenwimpern. Doch, es ist nun ein-mal so in den Sternen geschrieben! Und um der Versuchung zu entrinnen, faßt sie einen heldenmüthigen Entschluß: sie wird ausgehen, noch ehe Ludovic kommt. Sie setzt ihren Hut auf, nimmt ihre Mantille um und wendet sich zur Thüre. In diesem Augenblicke vernimmt sie lautes Geschrei und Gelächter unter ihrem Fenster, am Bachesrand. Sie eilt ans Fenster und schaut hinaus. Am Wasser sieht sie eine Schaar fröhlicher Kinder sich tummeln, die mit Steinen nach den Böglein wer-fen und so ganze Schwärme aufscheuchen. „Fürwahr, ich habe kein Glück!“ sagt sich Blandine, als sie Dies sieht. „Alles scheint darnach angethan zu sein, daß ich in Ungewißheit bleibe. Denn nun ist es mir klar, daß nur diese bösen Buben den Distelsinken vertrieben haben können.“

### IV.

Sie wird nun eine dritte Probe machen, aber diesesi-mal eine solche, bei der jeder Zweifel ausgeschlossen sein soll. Sie schließt das Fenster aus Furcht vor den Windstößen und den Steinwürfen, holt ihre Fuderschachtel vom Toilette-Tisch-chen und reißt von dem aus Schwandaunen verfertigten Fuder-wedel ein wenig Flaumen aus; dann löst sie ein Bändchen von rosafarbener Seide aus ihrem Haar und wirft mit der einen Hand die Schwandaunen, mit der anderen das Bändchen kräftig in die Höhe. Dabei schwört sie sich im Stillen, daß sie Ludovic erhören wolle, wenn das Bändchen zuerst zu Boden fällt, dagegen ihm ohne Erbarmen die Thür weisen wolle, wenn die Schwandaunen früher als das Bändchen den Boden erreichen sollten. Mit gespanntestem Interesse beobachtet sie den Fall der Daunen und des Bändchens. Mit Schrecken sieht sie, daß das Bändchen tiefer schwebt, als die Daunen. Wie? sollte das Schicksal wirklich fordern, daß sie den kühnen Angriffen Ludovic's nicht länger Widerstand leiste? Doch nein! das Bändchen hat sich entfaltet und schwebt jetzt langsamer her-

nieder; die Dammern haben einen Vorsprung. In größter Erregung hat Blandine sich auf die Kniee niedergelassen, um aus nächster Nähe die Wechselfälle des Kampfes zu verfolgen. Triumph! das Bändchen bleibt immer mehr zurück! . . . Die Dammern werden sogleich den Teppich berühren . . . Aber ach! in ihrer Freude hat Blandine vergessen, den Athem an sich zu halten und zu ihrem großen Bedauern fliegt das Häuflein Dammern wieder in die Höhe, während das Bändchen gleich einem rothigen Falter sich auf einer Blume des Teppichs niederläßt.

„Ich sehe schon“ — sagt die tugendhafte kleine Person — „daß ich mich zu dem schmerzlichsten Opfer entschließen muß; aber ich werde doch wenigstens den Trost haben, daß nicht ich die Schuld trage.“

### Kleine Bosheiten.

Frage eine Dame lieber nach der Anzahl ihrer verstorbenen Verhältnisse als nach jener ihrer Jahre.

\*

Weiberlist geht über Männerweisheit.

\*

Ein schönes Weib ohne Geist ist wie ein Edelstein ohne Schliff.

\*

Die Ehe ist ein Geheimniß, in das alle Frauen gern eindringen möchten.

\*

Die Ehe ist ein Schachspiel, nur sagt meistens die Frau „Schach“ an.

\*

Für eine Cocotte gibt es keine größere Enttäuschung auf der Welt als ein — leeres Portemonnaie.

G. W.—r.

### Das Zimmer Nr. 6.

Humoreske von N. N.

Wenn Du zufällig einmal, lieber Leser, nach Weyrig an der Priesting kommst, so gehe geradenweges in den Gasthof „zur Post“, denn einen besseren findest Du weit und breit nicht. Und wohlfeil, lächerlich wohlfeil! Eine reizliche, helle Stube, mit der Aussicht auf die nahen Berge, sehr proper eingerichtet, mit einem bequemen, breiten Bette, das nach dem Brauch jener Gegend mit schneeweißen Vorhängen umgeben ist, die Dich gegen die berüchtigten Weyriger Gelsen schützen, — eine solche Stube also kostet eine Mark täglich. Ist Das nicht unerhört? Für weitere drei Mark erhältst Du ein erstes Frühstück, ein zweites Frühstück und ein reichliches, schmackhaftes Mittagessen um vier Uhr, dazu jedesmal eine halbe Flasche guten, hellen Landwein. Insbesondere empfehle ich Dir die Pflaumenklöße, die dort servirt werden; eine köstlichere Mehlspeise gibt es in ganz Europa nicht mehr!

Ob mein Freund Alexander über die Vorzüge des besagten Gasthofes ebenso gut unterrichtet war, wie der liebe Leser es jetzt ist, weiß ich nicht. Thatsache ist aber, daß er eines schönen Tages, mit einem leichten Känzlein bepackt, daselbst seinen Einzug hielt. Mein Freund Alexander ist Maler, Landschaftler, und Dies erklärt, daß er diese romantische Waldgegend aufsuchte, um hier Studien zu machen. Als er die Gaststube im Erdgeschöß betrat, erfuhr er zu sei-

nem Mißvergnügen, daß sämmtliche acht Stuben des Hauses besetzt seien, ein Fall, der hier selten genug war. Bei näherer Nachfrage wurde dann ermittelt, daß die beiden Damen, welche die Zimmer Nr. 5 und 6 innehatten, noch am Abend des selben Tages weiterreisen würden, so daß bis zur Schlafenszeit diese Zimmer zur Verfügung stehen würden. Alexander ist entzückt. Nach der Mittagstafel nimmt er seine Mappe und zieht hinaus ins Gebirge, von wo er erst nach 9 Uhr Abends, mit einer reichen Ausbeute der schönsten Skizzen heimkehrt.

Man weist ihn auf Zimmer Nr. 6, wohin auch sein geringes Reisegepäck schon geschafft worden. Er überzeugt sich, daß die Bettwäsche gewechselt worden und geht zur Ruhe. Nach noch eine Zigarrette, dann wendet er sich zur Wand um und schläft ein.

\*

Eine Stunde ungefähr mochte verlossen sein, als Alexander plötzlich durch ein Gefühl der Kälte aus dem Schlafe geweckt ward: die Bettdecke war mit einem raschen Griff von ihm weggezogen worden, zugleich verspürte er, wie eine Hand auf seinen Schenkel gelegt wurde. Er öffnete die Augen, richtete sich im Bette auf, und — während ein Schrei des Entsetzens in der stillen Nacht hörbar ward —

sah er zu seiner unsäglichen Verwunderung beim matten Lichte einer flackernden Kerze — eine Weibsperson im Hemde vor sich stehen.



Ich muß jetzt dem freundlichen Leser Einiges über die beiden Damen sagen, deren Abreise so sehr zur rechten Zeit unserem Freunde ermöglichte, im Gasthose „zur Post“ seine müden Glieder zur Ruhe zu bringen.

Es war eine alte, mütterliche Holländerin, welche in Deutschland reiste, mit ihrer Gesellschafterin, einer sehr hübschen jungen Blämin, die recht gut Deutsch sprach. Die Holländerin war von einem sehr peinlichen Leiden, einer chronischen Diarrhöe geplagt. Ihr ganzer Charakter zeigte die Rückwirkungen dieses Leidens. Die Gesellschafterin, Fräulein Gertrudis, war achtzehn Jahre alt und rein wie der Quell, der dem Felsen entspringt. Ihre blauen, stets halbgeschlossenen Augen verriethen tiefe Langeweile. Man wird Das begreifen; einer kranken, widerhaarigen Holländerin als Gesellschafterin zu dienen gehört nicht zu den vergnüglichsten Dingen dieser Welt. In ihrer Furcht, den Zug zu versäumen, kamen die Beiden um eine Stunde zu früh auf dem Bahnhof an. Aber sie hatten Pech. Zu dem Augenblicke, da sie in den Waggon klettern wollten, bekam die Holländerin einen Anfall ihres Leidens und mußte sich schleunigst zurückziehen. Als sie bleich, verstört, mit dem Schweiß auf der Stirne wieder zum Vorschein kam, rollte der Zug eben aus der Station in die Nacht hinaus.

Was thun? Vor dem nächsten Morgen gab es keinen Zug mehr. Die Damen waren gezwungen, zu Fuße in das Städtchen und in den Gasthof „zur Post“ zurückzukehren. Hier lag schon Alles in tiefem Schlafe, mit Ausnahme einer alten Magd, die auch eben zur Ruhe hatte gehen wollen. Sie erkannte die beiden Damen und da sie von dem Kommen und Gehen der Gäste keine Kenntniß hatte, leuchtete sie ihnen zu den Stuben hinauf, die sie inne gehabt hatten. So war die alte Holländerin wieder in die Stube Nr. 5, Gertrudis in die Stube Nr. 6 gelangt. Letztere war ermüdet, machte nicht viel Umstände, kleidete sich bei dem Lichte einer Kerze

rasch und geräuschlos aus, trat zu dem Bette, schlug die Decke zurück und — sah sich im Hemde einem jungen Manne gegenüber.

\*

Ohne über die Situation viel nachzudenken springt Alexander aus dem Bette und nun stehen die Beiden einander verblüfft gegenüber.

— Mein Fräulein! ruft Alexander aus.

— Mein Herr, wie kommen Sie hierher?

— Hierher? Das ist mein Zimmer!

— Mit Verlaub: es ist das meinige.

— Aha, ich verstehe; dieser Tölpel von einem Wirth muß einen Mißgriff gemacht haben.

— Aber bedecken Sie sich doch, mein Herr!

Dieser Verzweiflungsschrei rief Alexander zur Wirklichkeit zurück; er ergriff die Decke und wickelte sich dieselbe mit aufopferndem Heldennuth um die Beine.

— Mein Fräulein, ich bin untröstlich . . .

— Aber was fangen wir nun an, mein Herr?

— Beruhigen Sie sich; ich will den Wirth rufen, damit er mich anderwärts unterbringe.

— Wo denken Sie hin? Daß man uns in diesem Zustande sehe . . .

— Sie haben Recht, mein Fräulein; nun denn, nichts hindert Sie, von Ihrem Bette wieder Besitz zu ergreifen. Erlauben Sie, daß ich mich anleide?

— Mein Herr!

— Wollen Sie, daß ich die Kerze auslösche?

— Nein, nein!

— Ich bitte um Vergebung, mein Fräulein . . . Ich bin unschuldig an der Sache . . . Aber bleiben Sie nicht so da stehen . . . Die Nächte sind kühl . . . Sie könnten sich eine Erkältung zuziehen . . . Ich will da, in einem Lehnstuhl Platz nehmen.

Ohne ihre Antwort abzuwarten schlüpft Alexander in seine Beinkleider, streift mit kräftiger Faust einige Male über das Bett, um es wieder in Ordnung zu bringen, macht der jungen Dame eine tiefe Verbeugung und stellt sich zum Fenster. Gertrudis ist unerschrocken und verlegen; ihre Blicke irren von dem offenen Lager zu dem jungen Manne, der ihr den Rücken zuehrt und sich um sie nicht zu kümmern scheint. Wie? sie soll sich in dieses Bett legen, das dieser junge Mann soeben erst verlassen? Oh! . . . Aber sie ist so müde! . . . und sie friert . . . Mein Gott, sei es drum! . . . Ein leichtes Nschzen der Bettstatt kündigt Alexander, daß er in aller Form depossedirt ist.

Er kratzt sich nachdenklich den Kopf. Ich habe dem gütigen Leser schon weiter oben gesagt, daß Gertrudis ein reizendes Geschöpf war, und ich kann hinzufügen, daß die leichte Bekleidung, in der sie sich eben befand, ihr keineswegs zum Nachtheil gereichte. Im ersten Augenblicke hatte Alexander nur daran gedacht, die Situation zu retten; jetzt, nachdem die Situation wohl oder übel gerettet war, begann er nachzudenken. Alle Wetter, ist die Geschichte interessant! . . .

— Mein Fräulein!

— Mein Herr!

— Wollen Sie mir erlauben, meinen Ueberzieher zu nehmen, der da, auf dem Fußende des Bettes liegt?

— Nehmen Sie ihn nur, mein Herr!

Alexis tritt ans Bett, öffnet die Vorhänge und greift nach dem Kleidungsstück; dabei begegnet seine Hand einem allerliebsten kleinen Füßchen, das sofort zurückgezogen wird.

— Pardon! habe ich Ihnen weh gethan?

— Oh nein!

Er hat jetzt seinen Ueberzieher.

— Sie werden eine schlimme Nacht zubringen, bemerkt jetzt Gertrudis, die ein wenig Muth gefaßt hat, seitdem sie im Bette Zuflucht gefunden.

— Ich? Oh, ich habe weit schlimmere schon zugebracht! Ich werde mir's in einem Lehnstuhl ganz bequem machen. Schau, schau! es ist kein Fauteuil da . . . Nun, thut nichts. Ein gewöhnlicher Sessel wird auch recht sein. Machen Sie sich meinethalben weiter keine Sorge. Liegen Sie gut?

— Oh ja!

— Das genügt vollkommen.

P a u s e.

Alexander stellt drei Sessel neben einander auf, nimmt seinen Malkasten, um sich ein Kopfstücken daraus zu machen, knüpft seinen Ueberrock fest zu und streckt sich entschlossen auf diesem Nothlager aus. Aber bald findet er es sehr unbequem, er kehrt und wendet sich; das Lager ist verdammt schmal und hart. Die so hart auf die Probe gestellten alten Sessel knarren und ächzen in allen Fugen. Plötzlich erklingt aus den Tiefen des Bettes ein silberhelles Lachen. Alexander wendet sich erstaunt um.

— Verzeihen Sie, mein Herr, aber die Situation ist so drollig! . . .

— Ah, ja! Sehr drollig, in der That . . .

— Und sie hätte sich viel schlimmer gestalten können. Denken Sie, wenn ich es zufällig nicht mit einem so liebenswürdigen Herrn zu thun hätte . . .

„Mir scheint gar, sie macht sich lustig über mich“ — sagte sich Alexander im Stillen. Dann fügte er laut hinzu:

— Oh, Fräulein! Haben Sie noch immer Lust zu schlafen? Mir ist der Schlaf völlig vergangen. Wie wär's, wenn wir ein wenig plauderten? Es wäre doch seltsam, wenn wir eine solche Begegnung nicht dazu benützten, näher Bekanntschaft zu machen.

— Mein Herr . . .

— Sie wollen also; gut, ich danke . . .

Alexander setzt sich jetzt nahe zum Bette, ganz nahe. Zwischen den Betttüchern kommt Gertrudis' frisches Gesichtchen allmählig zum Vorschein. Zuerst reden sie vom Wetter; dann nennt Alexander seinen Namen und Stand und erzählt von seinen Studien. Da und dort läßt er ein Kompliment einfließen; er werde stets bedauern, versichert er, daß er seine amuthige Zimmergenossin nicht habe malen können. Allmählig wird auch Gertrudis muthiger; sie spricht von der mürrischen, langweiligen Holländerin, von dem traurigen, zweck- und freudlosen Leben, das sie an ihrer Seite führt. Die beiden jungen Leute werden allmählig zutraulicher; sie lachen und interessiren sich für einander . . .

Da, zisch! fällt der ausgebrannte Kerzenrest zusammen und erlischt . . .

— Das ist für uns ein Zeichen, daß wir genug geplaudert haben, bemerkt Gertrudis. Gute Nacht, mein Herr! Doch anstatt sich zu entfernen, rückt Alexander immer näher. Er zittert am ganzen Leibe und stammelt:

— Fräulein . . . Fräulein . . . es ist so kalt . . . und es liegt sich so schlecht auf diesen Sesseln . . . Und dann: wie soll ich mich so schnell wieder von Ihnen trennen? Mein Gott! ich möchte Sie nicht beleidigen, aber sehen Sie: dieses Bett ist so breit . . . wenn Sie mir ein klein wenig Platz machen wollten . . . nicht rühren würde ich mich . . .

— Aber, mein Herr! . . .

— Ich habe Sie beleidigt, oh, Verzeihung! Ich gehe schon . . . zürnen Sie mir nur nicht . . . reichen Sie mir die Hand, ich bitte Sie . . .

Ein zarter, nackter Arm kommt zur Hälfte zum Vorschein und ein weißes Patzchändchen legt sich in die Hand des Malers.

— Oh, Ihre Hand ist ja gefroren! ruft Gertrudis aus. Ist's denn wirklich so kalt?

Die Kleine lügt sehr beträchtlich, denn Alexanders Hand ist eher heiß denn kalt.

— Ach ja, sehr kalt! erwidert der junge Mann zähneklappernd.

Pause.

— Mein Herr! Ich habe Vertrauen zu Ihrem Versprechen . . .

— Oh, mein Fräulein! . . .

In einem Nu hat er seine Kleider zu Boden geworfen.

— Vergessen Sie nicht, daß Sie mir versprochen haben, sich artig zu benehmen . . .

— Oh ja, Das will ich auch . . .

Und er schlüpfte in das Bett, wo man ihn Platz gemacht hat.

\*

Den Schluß dieser Erzählung wird der liebe Leser nie erfahren. Das verbietet mir die Diskretion. Aber wer jemals nach Weipitz kommt und im Gasthof „zur Post“ Quartier nimmt, kann daselbst auf einer Fensterscheibe des Zimmers Nr. 6 die Buchstaben A und G eingeschnitten finden, mit einem gewissen Datum und eingefasst mit einer herzförmigen Linie . . .



### Hildegard.

Ich hatte Dir nie zu nahen gewagt;  
Ich war so scheu und beklommen.  
Da bist Du heute Nachmittags  
Besuchen mich gekommen.

Wir saßen stillsam bei einand',  
Ich sprach von meiner Reise.  
Wir plauderten von Literatur,  
Und striffen uns über Paul Henze.

Wir plauderten, bis der lichte Tag  
Im Westen war verglommen,  
Da hast Du plötzlich von dem Tisch  
Einen Apfel zur Hand genommen.

Du sprachst: „Einst durch Frau Eva ward  
Der Welt die Sünde geboren.  
Es nahm das Weib die Frucht vom Baum,  
Ihr Männer seid ja Thoren!“

Ietzt klagt ihr, daß der schöne Traum  
Vom Paradies zerronnen;  
Und wisst recht gut: das Paradies  
Habt ihr erst jetzt gewonnen.“

Dann biß sie in den Apfel hinein —  
Gab mir auch einen Bissen,  
Da hab' ich mit einem Jubelruf  
Sie an die Brust gerissen.

Es war ein neuer Sündenfall —  
Es war das alte Lieben,  
Wie Adam es und Eva einst  
Im Paradies getrieben.

Heinz.



### Der Dukaten.

Erzählung von M. P—nn.

Kleinlich traf ich auf der Ringstraße meinen vortrefflichen Freund, den Doktor Treuherz. Er ist ein durchaus moderner Arzt, kein alter, feister, gelehrter Herr, bebrillt und moros; sondern ein junger, hübscher Elegant mit den besten Manieren, der sich sehr rasch eine große Clientèle, ganz besonders in den Frauenkreisen, erworben hat. Er war denn auch stets heiter und guter Dinge und hatte durchaus das Aussehen eines Glücklichen.

An jenem Morgen aber, an welchem ich ihn — wie erwähnt — auf der Ringstraße traf, schien der Doktor Treuherz, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, besorgt und nachdenklich zu sein; er stand an einen Laternenpfahl gelehnt und starrte auf ein Goldstück, das er auf der flachen Hand liegen hatte.

— Was steht Du so nachdenklich in Betrachtung dieses Doppeldukaten da? fragte ich ihn verwundert.

— Freund! dieser Doppeldukaten ist der Preis der Ehrlosigkeit.

— Ah!

— Jawohl, mein Freund; seit fünf Minuten komme ich mir so seltsam vor . . . Ich würde mich in diesem Augenblicke kaum getrauen, in den Spiegel zu schauen, aus Furcht, daselbst einen Menschen zu sehen von der Gattung, die man in Paris „Alphonse“, in Berlin „Louis“ und hier in Wien . . .

— „Strigi“ nennt . . .

— Ganz richtig.

\*

Ich wich unwillkürlich einen Schritt zurück, denn ich wußte nicht, was diese Reden bedeuten sollten! der Doktor Treuherz aber fuhr fort:

— Ich scherze nicht . . . Doch höre meine trüffelige Geschichte. Vor acht Tagen soupirte ich im Touristen-Klub; da kam Purzbichler — Du kennst ja den dicken, rothhaarigen, steinreichen Cognacfabrikanten Purzbichler? — zu mir und sagte: „Liebster Doktor! es trifft sich sehr gut, daß ich Dich sehe; Du würdest mich zu Danke verpflichten, wenn Du Caroline einen Besuch machen wolltest. Ich weiß nicht, was ihr seit einiger Zeit fehlt; sie ist so nervös, so aufgereggt, hat ihren Appetit und ihre gute Laune verloren. Sie klagt über große Schwäche und bei ihrem Zustande getraue ich mich auch nicht ein Küßchen von ihr zu begehren. Untersuche sie und mache sie mir wieder gesund.“

Ich kannte Caroline, Figurantin an einem Vorstadt-Theater; denn ich hatte mit ihr und Purzbichler wiederholt Ausflüge auf das Land gemacht. Caroline war eine große, prächtig gebaute Brünette, die Einem ganz heiß machen konnte, wenn sie die schweren Augenlider langsam aufschlug und Einem stumm ins Gesicht schaute. Oft habe ich meinen Freund Purzbichler um diese herrliche Person beneidet.

— Wo wohnt Fräulein Caroline jetzt? fragte ich ihn.

— Sie wohnt noch immer Nordbahnstraße 15. Laß Dich anmelden und Du wirst sogleich eingelassen werden, denn sie hat Vertrauen zu Dir — ich weiß es.

Eine halbe Stunde später läutete ich an Caroline's Thüre. Eine Kammerjose öffnete mir. „Die Gnädige schläft schon“ sagte sie. — „Ich weiß es wohl“ erwiderte ich; — „aber ich bin der Arzt, Doktor Treuberg, Mich schickt der Herr von Purzbichler.“ — „Ja, Das ist was Anderes.“

Und sie ließ mich in das Allerheiligste, in Caroline's Schlafzimmer eintreten, wo die Luft mit Veilchen-Parfum gesättigt war. In dem Dämmerlichte, welches eine kunstvoll geschmiedete Hängelampe in dem luxurös eingerichteten Gemach verbreitete, näherte ich mich behutsam dem auf einer zwei Stufen hohen Estrade stehenden Bette, in welchem Caroline lag. Das schöne, dunkel umwallte Haupt ruhte auf den beiden Händen. Die Bettdecke reichte ihr nur bis zum halben Leibe und ich sah die herrliche Büste sich in dem schwarzen Seidendeckel voll und plastisch modelliren.

— Was muß ich von Purzbichler hören, gnädiges Fräulein? sagte ich; sind Sie wirklich krank?

Und ich griff nach ihrem Pulse. Caroline aber brach in ein lautes Gelächter aus.

— Ich krank, Doktor? Nicht im Mindesten.

— Umso besser, mein Fräulein! Aber mein Freund Purzbichler hat mich . . .

— Ach ja, für ihn bin ich krank, weil ich mich seiner anders nicht entledigen kann. Seine Küsse gehen mir auf die Nerven und seine Zärtlichkeiten drehen mir den Magen um. Darum sagte ich ihm, daß ich unsäglich schwach und blutarm sei und daß er mich schonen müsse. So habe ich mir Ruhe verschafft . . . Aber ich muß sagen, daß mir allmählig auch die Ruhe lästig wird . . .

Ihre Stimme hatte sich verändert; sie war jetzt einschmeichelnd, schwächend geworden und fügte hinzu: Ja, ich bin krank für Purzbichler, aber sonst frisch und gesund . . .

Sie vollendete nicht. Ich aber, als ich dieses wenig verhüllte Geständniß hörte, ließ mich vor dem Bette auf die Kniee nieder und flüsterte ihr mein Liebesgeständniß zu. Sie hörte mich lächelnd an und drückte meine Hand an den hochklopfenden Busen.

— Sie sind gesendet, um mich zu kuriren, sprach sie endlich; nun denn, kuriren Sie mich.

\*

— Ich sehe da noch immer keinen Grund, die Stirne in krause Falten zu ziehen, bemerkte ich.

— Ach, höre nur weiter. Vor zehn Minuten begegnete ich Purzbichler auf der Straße. Ich getraute mich ihm nicht recht in die Augen zu schauen und wollte mit einem flüchtigen „Guten Morgen“ vorbeihuschen. Doch er sogte mich am Rockärmel und sagte:

— Halt, mein Lieber, wir haben noch eine Rechnung mit einander.

— Eine Rechnung? fragte ich verwundert. (Offenbar weiß er Alles, dachte ich mir.)

— Ei freilich! Ich will Dich für den Besuch honoriren, den Du bei Caroline gemacht hast.

Da ward ich feuerroth.

— Nein, nein . . . stammelte ich; es ist kaum der Rede werth.

— Das gibt's nicht; Geschäft und Freundschaft sind zweierlei. Du bist Arzt und hast auf meine Bitte einen Krankenbesuch gemacht, — da hast Du einen Doppeldukaten dafür.

Und ehe ich es hindern konnte, drückte er mir dieses Goldstück in die Hand und verduftete. Und dieser Doppeldukaten brennt mich wie Feuer, denn im Grunde habe ich ihn nur dafür erhalten, daß ich . . .

Angesichts dieser komischen Verzweiflung konnte ich mich eines herzlichen Lachens nicht enthalten.

In diesem Augenblicke kam ein armes, abgehärmt aussehendes Weib vorüber, das an der einen Hand ein Kind führte, mit der andern Veilchensträußchen zum Verkaufe ausbot.

Stumm deutete ich auf das Weib. Der Doktor verstand mich, reichte dem armen Weibe das Goldstück und nahm der Uebergelücklichen, die plötzlich wie in eine Salzsäule verwandelt da stand, zwei Sträußchen aus der Hand, von welchen er eines mir übergab, während er das andere sich ins Knopfloch steckte.

Dann eilte er strahlendes Gesichtes davon, wie Einer, dem man eine zentnerschwere Last abgenommen.



## apiar-Schnitten.

### Zarter Wink.

Cocotte (zu einem Jüngling, der sich in Gesellschaft an sie herandrängt): „Ich bitte Sie, mein Herr, schonen Sie mein: ich bin nur unter vier Augen zu sprechen.“

\*

### Verfängliche Frage.

Ein Diener wird beschuldigt, bei seiner Herrschaft gestohlen zu haben. — Bei der Gerichtsverhandlung wird das ganze Dienstpersonal vernommen.

Richter zu einem Kammerkätzchen: „Nun, Lina, hat der Franz Ihnen vielleicht auch etwas genommen?“

Lina (verschämt): „Aber Herr Richter, Das kann ich doch nicht sagen.“

\*

### Vernichtende Kritik.

Direktor zum Schauspieler: „Was, Sie wollen einen Richard III. spielen? Mit dem Gesichte dürfen Sie nicht einmal einen Regenwurm tödten.“

\*

### Darum.

„Aber Frau, warum willst Du denn durchaus die beiden Zimmer vermieten? Wir haben es doch nicht nöthig?“

„Du weißt doch, Mann, daß wir drei heirathsfähige Töchter haben.“

G. W—r.

### Der Hackbrettspieler.

Das Hackbrett klang zum Tange  
Und Michel saß allein;  
Ihn konnte das Gestampfe  
Im Saale nicht erfreu'n.

Sonst war er stets der Erste,  
Der mit Katinka flog,  
Die ihm beim Hackbrett Liebe  
Und Treue schwor. — doch log.

Er kennt sie erst acht Monat';  
Nun hat sie einen Sohn!  
— Der dicke Hackbrettspieler  
Kennt sie viel länger schon.

M. K.

### Pfingstrose.

Roman von Armand Silvestre.

V.

Paris von Belagerung bedroht: wer hätte Das geglaubt? Man lachte über die einfältigen Leute, die in der Voraussicht einer Blockade sich mit Mundvorräthen versahen. Und doch ward der Raum immer kleiner zwischen der Hauptstadt und dem vom Feinde besetzten Theile des Landes. Man mußte ernstlich an die Vertheidigung denken. Man organisierte Bataillone und formirte Marsch-Kompagnieen zu Refugiosceirungs-Zwecken. In eine dieser Kompagnieen trat Maxime ein, fest entschlossen seine Pflicht zu thun. Noch war der Verkehr zwischen Paris und Corbeil möglich. Es war eine leidvolle Stunde für die Liebenden, in der sie sich sagen mußten, daß es nicht lange mehr so bleiben werde, und es war ein schwerer, thränenreicher Abschied.

— Und was wird aus Pfingstrose werden? flüsterte Helene mit schmerzbelegter Stimme.

Sollten sie sie in Saint-Cloud lassen, oder nach Paris bringen, so lange es noch Zeit war?

Zum letzten Male pilgerten sie zu dem Kinde. Der Herbst trat seine melancholische Herrschaft an in dem bezaubernden Winkel der Natur, wo sie im Frühling so glücklich gewesen. Mutter Tontain und ihre Tochter Victoire erhoben ein Jammergeschrei, als sie hörten, daß man die Kleine fortbringen wolle. „Wie? Das Kind, das hier so frisch und gesund ist, soll der schlechten Pariser Luft ausgesetzt werden? Und wenn es nach einiger Zeit in Paris an Milch fehlen würde? Und was könnten denn die Preußen der armen Kleinen anhaben? Mit Ausnahme von Bazailles haben sie die Weiber und Kinder überall geschont.“

Von banger Sorge erfüllt hörte Maxime diese Bemerkungen. Helene hatte Pfingstrose in ihre Arme genommen und drückte dieselbe an ihre Brust. Ohne ein Wort vorzubringen küßte sie das Kind auf die Stirne, auf die Haare, auf die Händchen.



Maxime war vor ihr niederkniet, um seiner Freundin näher zu sein und zugleich das Kind lieblos zu können. Mutter Tontain und Victoire standen stumm neben der Gruppe. Als Maxime sich wieder erhob, griff er in die Tasche, holte ein Portefeuille hervor und legte es auf den Tisch hin, indem er sagte: „Das ist für sie und für Euch.“ Dann nahm er Pfingstrose aus den Armen Helenens und gab sie der Alten zurück. Sie schieden sehr traurig von Saint-Cloud und ihr „Auf Wiedersehen!“ klang wenig zuversichtlich.

Maxime und Helene kehrten nach Paris zurück. Dort schienen sie noch einige Stunden glücklich zu sein; dann galt es zu scheiden. Lange hingen sie, stumm und bitter schluchzend, Mund an Mund, bis endlich Helene sich aus den Armen des Geliebten losreißen konnte.

Wir werden nun Madame Boisrobin in Corbeil lassen, wo ihr Mann alle Künste seiner Hinterlist spielen ließ, um sich an die Spitze der Gemeinde-Verwaltung emporzarbeiten. Die preussischen Uhlanen ließen nicht lange auf sich warten. Herr Boisrobin empfing sie mit einer Kälte, die er für sehr würdevoll hielt. „Er habe es unterlassen, Corbeil in Vertheidigungs-Zustand zu setzen, weil er das Blutvergießen vermeiden wollte“ — versicherte er stolz.

Unter den Offizieren, die bei ihm Quartier nahmen, gab es auch einen bairischen Major, der in seiner Heimath ebenfalls zur Advokaten-Gilde gehörte. Die Beiden unterhielten sich gerne mit einander; es machte ihnen Vergnügen, die französische Prozeßordnung mit der deutschen zu vergleichen und der Sieger ließ sich zuweilen herab, seinem Wirth leutselig zu versichern:

— Mein Gott! es thut mir recht leid, einen so wackeren Mann wie Sie bekriegen zu müssen.

Und um seinen Kummer zu ertränken, stürzte der sentimentale Teutone einen vollen Humpen Burgunder hinunter, worüber dann sein Wirth Grimassen schnitt.

Helene aber sagte Abends ihrem Manne:

— Ich begreife nicht, wie Du mit diesem Menschen reden kannst!

— Mein Gott, wenn ich mit ihm nicht rede, trinkt er noch mehr.

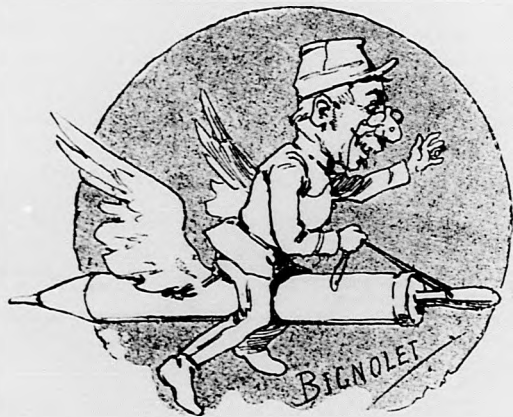
Inzwischen führte Maxime ein Leben gleich demjenigen Aller, die damals ihre Pflicht thaten. Der Dienst der Marsch-

Kompagnieen bestand in Ausflügen nach solchen Winkeln der Bannmeile, welche der Feind noch nicht ostupirt hatte und aus Refognosirungen zur Vorbereitung von Ausfällen zur Durchbrechung des eisernen Ringes, welcher die Riesenstadt umgab.

In seiner Kompagnie war Maxime mehreren Berufs- genossen von ehemals begegnet; so unter Anderen Tankred Ratin, einem Maler, der einst, als Maxime noch Schüler war, mit ihm in dem nämlichen Atelier gearbeitet, und ihn, den Jüngeren, arg gequält hatte. Doch Das war längst vergessen und vergeben. Ratin war ein ernster Mann geworden und hatte sich auf die große Malerei verlegt, um ins Institut zu gelangen. Er hörte es nicht gerne, wenn man ihn an die losen Streiche von ehemals erinnerte, und die einzige Rache Maxime's bestand darin, daß er zuweilen die Nachtwache erbeiterete, indem er Ratin's Schelmenstückchen zum Besten gab. Insbesondere der Oberarzt Bignolet wollte seinen Ohren nicht trauen und lachte wie toll über diese unerwarteten Enthüllungen. Tankred war verdrossen, mußte aber mitlachen.

Der Doktor Bignolet verdient es, daß wir ihn mit einigen Worten schildern. Er war ein Pariser Bezirksarzt, der von dem Ehrgeiz nach einer Auszeichnung angetrieben, sich als Feldarzt in das Bataillon hatte aufnehmen lassen, in welchem Maxime diente. Ein recht gutmüthiges Männchen, aber ein kleinwenig lächerlich, weil er sich auf den Eisenfresser hinauspielen wollte, sich fortwährend durch sein Geschwäg bemerkbar machte wie ein Maisfäfer durch sein Gesumme, und herumhüpfte wie ein junger Ziegenbock.

Als Maxime sich eines Tages vor einer weißen Mauer befand, machte er sich den Spas, mit einem Stück Kohle den Doktor Bignolet, auf einer geflügelten Klostiersprige reitend,



abzuzeichnen. Die Karrikatur hatte einen riesigen Erfolg, aber Niemand ahnte, daß Maxime der Urheber derselben sei. Wie denn auch — ein so ernster und schon berühmter Mann!

Herr Doktor Bignolet allein hatte keinen Zweifel in Betreff des Urhebers. Oh, er besaß in solchen Dingen eine feine Witterung! Er erinnerte sich all' der Bubenstreiche, welche ihm über diesen Tankred Ratin erzählt worden und war fest überzeugt, daß nur dieser der Urheber des ihm zugesügten Schimpfes sein könne. Außerlich kühl schwor er ihm im Zu-

uern bittere Rache. Ratin gehörte ein wenig zu den eingebildeten Kranken und nahm häufig ärztliche Hilfe in Anspruch. Bei einigen Gelegenheiten, da er mit Zahnschmerzen oder ähnlichen Kinderereien sich an Doktor Bignolet wandte, applizirte ihm dieser solche „Erleichterungs-Mittel“, daß der arme Teufel glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen.

— Das wird Dich lehren, Dich über die Aerzte lustig zu machen, sagte sich der rachfüchtige Bignolet.

Allezeit gütig widmete Maxime seine Sorgfalt und Pflege dem Kameraden Ratin, der weit entfernt war zu vermuthen, daß sein Krankenwärter der eigentliche Urheber seiner Leiden sei. Zur Ehre Maxime's muß ich sagen, daß auch dieser von der Sachlage nichts wußte, da der Doktor seine Rache genoß, ohne sein Geheimniß zu verrathen. Nachdem die Behandlung des Doktor Bignolet eine Zeit lang gewährt hatte, mußte Ratin in Paris zurückgelassen werden, wo man ihn für eines der interessantesten Opfer des Feldzuges hielt.

Nachdem die Kompagnie, zu welcher Maxime Aubry gehörte, einige Streifzüge nach den Ufern der Marne unternommen hatte, welche völlig unblutig verliefen, ward sie nach den Ufern der Seine entsendet und bei diesen Expeditionen gab es wenigstens einen Schein von Plänkelleien aus der Ferne.

Die Preußen hatten Saint-Cloud besetzt und wurden daselbst nicht belästigt; höchstens daß dann und wann sich eine Kugel zu ihnen verirrte, die sie zuweilen erwiderten. Um Wasser aus der Seine zu holen, mußte man hüben und drüben die Uferböschung hinabsteigen. Das war noch die größte Gefahr, der man dort ausgesetzt sein konnte. Sobald da ein Deutscher, dort ein Franzose bei dem Wasserholen gesehen ward, nahm man ihn aufs Korn. Doch Maxime fand an diesen Spielereien kein Gefallen. In Saint-Cloud, jenseits dieses Wassers, befand sich das Wesen, welchem sich jetzt seine ganze Zärtlichkeit zuwandte. Aus Corbeil hatte er Nachrichten und er war in Betreff des Schicksals Helenens ganz beruhigt. Aber Pfingstrose? Sie befand sich bloß einige hundert Meter von da, an einem Orte, wo die Kugeln seiner Kameraden einschlagen konnten; an einem Orte, den man morgen vielleicht wird bombardiren müssen; an einem Orte, wo der Fremde allmächtig war, wo der Feind ein neues Bazeilles anrichten konnte. Diese Gedanken quälten ihn fürchterlich. Er sah im Geiste das Häuschen seiner einstigen Anne von feindlichen Soldaten geplündert, vielleicht von bitterem Mangel heimgejucht. Und diese düsteren Erwägungen zeitigten eine fixe Idee in ihm: er wird, koste was es wolle, in irgend einer Verkleidung über den Fluß setzen und wird — wäre es auch nur für einen Augenblick — die ihm so theure Hütte zu erreichen oder doch wenigstens in ihre Nähe zu gelangen suchen, um, vielleicht hinter einer Mauer oder Hecke verborgen, die liebliche Stimme des Kindes zu vernehmen, das vielleicht gerade seinen Namen nennen wird. Es versteht sich von selbst, daß er von diesem gefährlichen Unterfangen Niemandem Mittheilung machen wird. — Ein unerwarteter Umstand sollte ihm Hoffnung bieten, seinen Plan in Bälde zu verwirklichen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Gutschmann Budapest, Bronprinzgasse 8, Garisch-Bazar.